

Die große Berliner Kunstausstellung.

Es ist klug und frostsreich, daß auch diesmal die große Zusammenkunft bemalter Leinwand im Raabier-Glashaus einige kleinere, in sich geschlossener Gruppen zu zeigen hat. Solch Verfahren erleichtert die Uebersicht und hilft zu einer Klärung des sonst durch die Fülle der wahllosen Eindrücke leicht getrübbten Urteils. Die erste dieser Sonderausstellungen ist eine Galerie von Bildnissen hervorragender deutscher Männer aus den ersten Jahrzehnten des neugegründeten Reiches. Es bestätigt sich, daß damals noch mehr als heute bedeutende Menschen meist das Poch hatten, an gleichgültige Maler zu geraten. Es ist dies kein Zufall; es offenbart sich vielmehr auch auf diese Weise die Klust, die seit dem letzten Viertel des vergangenen Jahrhunderts zwischen der Gruppierung der politischen Macht und den Kreisen derer, die die Kultur Deutschlands bedeuten, herzlos klappt. In den Zeiten, da Azian, Rubens, Velasquez, Dürer und Holbein malten, und auch später, als Goya, Ingres, David, Raff, Góbowicki oder Krüger am Werke waren, ließen sich die Großen der Zeit auch durch die wirklich Großen der Kunst porträtieren. Heute ist es leider so, daß geistlose Nichtskönner zu Leibmalern der hervorragenden Persönlichkeiten erkoren werden. Bilder wie die, die Oskar Weges von Gneist und Vorig gemalt hat, die Bilder des Wiener Angeli nach Friedrich III. und Eduard von Simson vertragen nicht das Wesentliche der dargestellten Personen zu kennzeichnen; sie sind aber in all ihrer gediegenen Spießbürgerlichkeit immerhin als ernsthafte Versuche der Menschendarstellung zu betrachten. Wie es aber möglich war, daß sich ein Industrieller von dem Maßstabe Krupps oder gar ein Architekt von der Bedeutung Wallots durch offenkundig minderwertige Pinsel abmalen ließen, das gehört zu den peinlichen Witzeln der Gründerjahre und deren Fortsetzung. Daß Karl Marx von Müller-Schnefeld und Friedrich Meißner von Kurt Stoeving porträtiert worden sind, geschah ohne Wissen der Opfer; das Bild von Marx ist erst im Jahre 1916 entstanden, und Stoevings blumiger Balkon, auf dem oberhalb eines Stempels die Figur des tranken Philosophen zu entdecken ist, scheint aus der Phantasie des Malers zu stammen. Gegenüber solchen künstlerischen Tiefstufen sind Bilder, wie sie Anton von Werner nach Schöffel oder nach der eigenen Figur gemalt hat, immerhin charakteristisch. Der einige, wirklich bedeutende Porträtmaler im neugegründeten Reich aber war (da Leibl in solchem Zusammenhang nicht genannt werden darf) Leubach; er verstand es, die Barockstimmung und das eifernde Pathos dieses manchesterlichen Liberalismus zu gestalten. Leubachs Bildnisse von Bismarck, Moltke, Helmholz und Moltkes verdienend zum mindesten die Schätzung von Dokumenten, in denen die geistige Geste der Dargestellten festgehalten wurde. Das kleine Bildnis, das Leubach nach dem Kopfe von Gottfried Semper, dem großen Architekten und revolutionären Stürmer gemalt hat, läßt uns mitteilen, daß in der oft drapierten und dadurch verstimmt Kunst dieses vielbegehrten Menschenbilders doch ein Funke des schönen Dämons und des Rebellischen, ohne das es keine große Kunst geben kann, lebendig war.

Eine zweite Sonderausstellung umfaßt die Kriegsbilder: sie teilt sich in drei Unterabteilungen, in eine deutsche, in eine österreichische und eine bulgarische. Die des öfteren schon vorgebrachten Bedenken gegen die künstlerische Bedeutung von Kriegsbildern können auch durch diese Vorführung nicht zerstreut werden. In den weitaus meisten Fällen bekommen wir abermals nur Journalist des Pinsels, aquarellierte oder gedölte Kriegsberichterstattung zu sehen. Von den Deutschen verdient ein Bild von Knollheim (769) einige Aufmerksamkeit; es vermeidet die große Pathosigkeit, durch die die meisten Schlachtenmaler sich bemerkbar machen. Die Zeichnungen von Vogel, Mangel, Dettmann und Reichert sind ohne Zweifel ganz interessante Mitteilungen von mehr oder weniger unzugänglichen Vorgängen auf den Kriegsschauplätzen; sie sind aber kaum mehr, als ein wenig höher könnte man vielleicht die Arbeiten von Gähner einschätzen; in seinen kleinen Selbstbildern, auf denen die nächtliche Wacht an der Pfler und andere, in die tintigblauen Töne der Dunkelheit eingetauchte Szenen zu sehen sind, verrät er eine Begabung, die nicht an die Spitze der herangeht, aber nach der Größe Daumiers sehnsüchtig ist. Am bestigsten von allen malerischen Lehungen scheinen die Karikaturen dem Wesen des Krieges nahezukommen; Wälder, wie die von Th. Th. Heine oder Gulbransson, wilde Schreie des Abscheus vor der Blutorgie oder ironische Hoffnungslosigkeit, den Waffenfrieden betreffend, werden besser als die gemalten Kriegsberichte einiges von der Seele ihrer Zeit festzuhalten vermögen.

Von den bulgarischen Kriegsbildern ist wenig zu sagen. Sie zeigen nicht, wie man vielleicht hätte vermuten können, die Ruidität der Unberührten, noch die tastende Bitterung der Halbwidren. (Wie wir das etwa mit großem Vergnügen bei serbischen Künstlern gefunden haben.) Die bulgarischen Wälder verhalten fast ohne Ausnahme die Selbstgenügsamkeit und das Schnellfertige des Dilettantismus; es sind Abzeichnungen nach der Natur, ohne irgendwelches Ahnen von den Problemen, den Abgründen und den eigentlichen Zielen der Kunst. Von den Oesterreichern ist Niklos Babasz (1285 u. ff.) hervorzuheben; er ist ein sehr gewandter Zeichner, der von Mangel und Alt viel gelernt hat. Seine Striche haben die Raffie schneller Auffassung und endgültiger Gestaltung. Von ganz anderer Art ist Johann Bazzary (1308 u. ff.); er reißt mit wilden Strichen ein tosendes Ornament aus heftig gefeiner Wirklichkeit heraus. Seine Zeichnungen erinnern an chinesische Kollbilder; sie haben etwas von dem mannhaften Pathos alter Fresken. Von nicht minderer Qualität ist F. Pautsch (1197 u. ff.); ihn reizt das Pathos des bunten Krieges, das Orientalische der Welterwünskel in der Balkanengegend. Mit hohem Temperament, mit tosenden, aber immer richtig sitzenden Pinselstrichen notiert er den Pulsschlag der Schlunde und gibt dabei doch eine schöne und geschmackvolle Dekoration im Gleichgewicht der Beständigkeit. Ein eigener Mensch ist auch Josef Vató; seine Wälder schwimmen mit besonderem Rhythmus zwischen einem zapudenden Realismus und einer mystisch durchwärmten Symbolik. Es ist sehr schön, wie er den Parallelismus der emporgeschobenen Hände gefangener Russen bemerkt, um die Fläche ornamental zu beleben.

Neben diesen Sonderausstellungen lassen sich aus der großen Zahl der vorhandenen Bilder zwei bemerkenswerte Gruppen guter Arbeiten hervorheben: Landschaften und Stillleben, zu denen auch einige Interieure zu zählen sind. Von den Landschaften beschaue man: ter Hell (Nr. 138), ein Gewebe aus grünen Varianten, dünn und zerbrechlich, aber dem Volksliede verwandt; Klotz (138), ein Motiv aus Potsdam, flüchtig und nervös gemalt, so daß man die Luft über den Dingen bewegt sieht; Hartig (173), aus verwandelten Städtchen werden amüsante Bilderbogen, die Häuser stehen wie Spielzeug, Grün und Rot drehorgeln nach der Weise des Jahresmarkts. Otto Antoine (175 und 185) und Kurt Albrecht (315) versuchen das moderne Berlin bildmäßig zu erfassen; sie gehen dabei den Weg von Starbina zu Biffarro.

Von den Stillleben und Innenräumen sind (ohne Anspruch auf Unfehlbarkeit oder gar Vollkommenheit des Aquarellen) die fibrigen Werke von Brandis (150), die blauen Träume Mohrbutters (339), die gemiehbare Darstellung eines Danziger Zimmers durch Ernst Kolbe (166) und die amüsante Appetitlichkeit einiger Küchenstücke, aus denen Adolf Fehmes (169) in guter Erinnerung an Cézanne und Schuch eine ungarische Stickerie witzig herauszufordern.

Robert Breuer.

Kleines Feuilleton.

Reichsbuchwoche.

Gute Bücher ins Feld! Dieser Ruf ist oft an die weitesten Kreise unseres Volkes ergangen. Und nicht umsonst. Ueber sechs Millionen Bücher sind allein durch die im Gesamttausch für Kriegsbüchereien zusammengefaßten Vereinigungen den Kämpfern an der Front und in den Stappen, den Verwundeten in den Lazaretten, den Kriegsschiffen, den Rekrutendepots usw. zugegangen. Millionen von Kriegern ist dadurch Gelegenheit gegeben worden, sich nach schmerzlichen Kämpfen und anstrengender Arbeit bei einem guten Buche zu erfrischen oder über Stunden der Langeweile und qualender Schmerzen sich hinwegzuhelfen. In Behtausenden von Briefen ist den Stellen, die die Sammlung, die Zusammenstellung und den Versand der Bücher übernommen haben, Dank und Anerkennung von der Heeresleitung und einzelnen Kriegern ausgesprochen worden. Aber immer wieder kommen Mitteilungen, insbesondere von der Front, daß Bücher fehlen oder daß die vorhandenen nicht ausreichen. Das Buch hat im Schützengraben keine lange Lebensdauer. Es ist deswegen fortgesetzt Ersatz notwendig.

Aus diesem Grunde hat der Gesamttausch für Kriegsbüchereien wiederum eine große, auf das ganze Reich ausgehende Bücher-sammlung, eine Reichsbuchwoche, beschlossen und die behördliche Genehmigung dazu erhalten. Die Reichsbuchwoche findet vom 28. Mai bis 3. Juni statt. Die vorjährige, auf die Schulen beschränkte Sammlung brachte eine Million Bücher. Die Sammlung der Bücher erfolgt in diesem Jahre durch die Schulen und die Buchhandlungen.

Jedermann hat Gelegenheit, aus seinem Bücherfahze ein gutes Buch beizusteuern. Die Buchhandlungen sind mit geeigneten Schriften für den Anlauf versehen. Die gesammelten Bücher werden an die Sammelstellen des betreffenden Landesabteils abgeföhrt und von dort an die Truppen im Felde und an die Lazarette verteilt. Je länger der Krieg dauert, um so wichtiger werden die geistigen Nährquellen. Darum möge jedermann sein Eifersein beitragen als einen Gruß und einen Dank an diejenigen, die für uns kämpfen.

40 Jahre Sulfitzellstoff.

Der Krieg hat auf der gesamten Welt Papierknappheit erzeugt, die wir recht förend empfinden. In den letzten Jahrzehnten ist der Verbrauch an Papier geradezu ungeheuerlich gestiegen, und man könnte heute den Verbrauch an verhältnißmäßig bedrucktem Papier recht gut als Maßstab für den Kulturstand ansehen. Aber trotz aller augenblicklichen Papierknappheit könnten wir auch diese verringerten Mengen nicht herstellen, wenn wir wie einst darauf angewiesen wären, unser Papier aus Lumpen zu erzeugen. Viel Arbeit und Mühe hat es gekostet, bis es gelang, statt der Lumpen einen anderen Rohstoff, das Holz der Wälder, als Papierrohstoff nutzbar zu machen. Prof. Alexander Mitscherlich, dem dies durch die Erfindung der Sulfitzellulose glückte, feiert am 28. Mai seinen 80. Geburtstag und die Sulfitzellulose gleichzeitig ihr 40jähriges Bestehen. Professor Mitscherlich gehört nicht zu den glücklichen Erfindern, denen der Zufall eine reife Frucht in den Schoß warf. In mühevoller Arbeit mußte er das Verfahren ausarbeiten, als es dann so weit war, galt es äußere Widerstände zu überwinden, und als man die Bedeutung, ja die Unentbehrlichkeit des Verfahrens erkannte, da setzten die Papierfabrikanten es durch, daß die Mitscherlich'schen Patente als hinfällig erklärt wurden. Zweifelloso bedeutete das Verfahren Mitscherlich's, aus Holz durch Einwirkung von Calciumsulfid die Sulfitzellulose, den heute am meisten gebrauchten Papierrohstoff, herzustellen, eine Kulturtat. Deutlich zeigt sich hier, wie mächtig der Streit ist, ob technischer Fortschritt auch Kulturfortschritt bedeute. Die Unmengen Holz, die in Sulfitzellulose umgewandelt, in Kilometerlangen als Zeitungspapier die Schnellpresse durchwandert haben, sind Kulturträger geworden.

Heute werden allein in Deutschland (in normalen Zeiten) jährlich 75 000 Wagen Zellstoff im Werte von 150 Mill. Mark erzeugt. Auch heute noch, 40 Jahre nach den ersten Anfängen, gibt es in der Sulfitzellstoffindustrie noch viel ungelöste Probleme, vor allem das der Abfallverwertung. In Form der Sulfitablauge fließen alljährlich ungeheure Mengen nicht ausgenutzter Stoffe den Flüssen zu; erhebliche Kosten müssen darauf verwandt werden, diese Ablauge für den Fischbestand unserer Gewässer unschädlich zu machen.

An Vorschlägen zur nutzbaren Verwertung fehlt es keineswegs. Vor allem ging man, aber noch nicht mit dem gewünschten Erfolge, darauf aus, ein brauchbares Viehfutter daraus zu gewinnen. Aber selbst dann, wenn dies gelingen sollte, wäre der tatsächliche Erfolg nicht sehr groß, denn Fachleute behaupten, daß es bei uns nicht genug Vieh für die Verteilung dieser Futtermengen geben würde. Am weitesten gediehen ist die Gewinnung von Spiritus aus Sulfitablauge; große Mengen technischen Spiritus lassen sich, wie die Praxis in Schweden beweist, daraus gewinnen. Bei uns stehen dem vor allem steuerrechtliche Hindernisse entgegen. Der weih, ob der Krieg sie nicht hinwegfegt.

Notizen.

Kunstchronik. Die V. Juryfreie Kunstschau der Vereinigung bildender Künstler im Ausstellungsbau Kurfürstendamm 208/9 wird am Mittwoch, den 31. Mai, vormittags 12 Uhr, vor einem geladenen Publikum eröffnet werden.

Vorträge. In der Urania wird am Mittwoch, den 31. Mai, und am Freitag, den 2. Juni, Prof. Donath und Dr. Thiem aus Halle einen Vortrag mit Experimenten und Lichtbildern über „Das photographische Bild in den natürlichen Farben“ halten.

Theaterchronik. In der Volksbühne geht am Sonnabend, den 3. Juni, als erste Aufführung der Sommerpielzeit die altberliner Fosse „Robert und Bertram“ in Szene.

Das Denkmal für Robert Koch wurde am Luisenplatz enthüllt. Es stellt den großen Bekämpfer der Krankheiten in stehender Haltung dar und ist von Thailon geschaffen in reiner Kunstform, ohne das Gefährdende unplastischer Attribute.

Erzählungen eines alten Tambours.

26] Von Edmund Hofer.

„Und das kann ihnen der Herrgott immer vergeben, denn sie hatten ihr gutes Recht dazu, zum Schelten, zum Fluchen, auch zum Hassen. Die Herren waren überall ein wildes Korps, aber nirgends so wie bei uns. Das war eine Wirtschaft! Sie lachten und tranken, sie spielten und liebten, sie hehten und jagten, sie ritten ihre Pferde toll, prügeln ihre Hunde und ihre Burichen, sie ließen Gott einen guten Mann sein, lehrten sich weder an ihn noch an den Teufel, hatten vor keinem Menschen Respekt, und am wenigsten vor dem alten bei uns kommandierenden General. Denn dessen Adel schried sich erst vom Vater oder Großvater her, und unsere Offiziere waren alle adelich wie die Stifsherrn. Der Barone und Grafen waren so viel, daß die Bürger jeden Unbekannten gleich Herr Graf zu titulieren pflegten, um von einer zu geringen Titulatur keine Ungelegenheiten zu haben. Sie waren so schon übel genug dran. Den Offizieren gehörte die Stadt bei Tag und Nacht, das Bürgerpad war nur zu ihrer Ergöhung da, die Mannsbilder zum Hänseln, das Frauenzimmer zur Liebe. Der Ruf der Garnison breitete sich denn auch aus und von allerwärts ließen sich die Herren zu uns versehen, zumal immer Batangen da waren. Alt wurden wenige bei uns. Die meisten fielen im Duell, oder stürzten bei ihren Jagden und Wettrennen, oder brachen das Genick, wenn die Leiter am Fenster einer schönen Frau einmal nicht fest stand, oder sie avancierten und wurden dann verfehrt. Bild waren sie wie die Eingeborenen in der Hölle, aber es waren doch schmutze tüchtige Gefellen, und es gibt so keine mehr. Kurz, es ging toll und absonderlich zu, und was die Liebchaften betrifft, das läßt sich gar nicht sagen. Da war kein Fenster zu hoch, keine Tür zu dicht, kein Miegel zu fest. Hinein wollten sie und hinein kamen sie, bald mit Güte, bald mit List oder Gewalt. Und wo es schwierig war, zum Ziel zu gelangen, da waren die Herren am hitzigsten bei der Hand.“

„Eine Heidentumschaft war's immer gewesen, aber nie noch so toll wie in jenem Jahre. Keine Woche verging, ohne daß es eine neue Geschichte gab voll Rank und Liebe, voll Verdruß und Gelächter; überall waren die langen Gesichter der armen Bürger wehmützig zu schauen, und unsere jungen Herren hatten sich nie so viel und so Lustiges auf der Parade zu erzählen gehabt. Und doch ging alles gut, bis sich endlich gegen Heilige Dreikönig die bitterböse Geschichte begab, die uns nachher alle miteinander tief in die Suppe brachte.“

„Bei den Kürassieren stand damals ein Herr von Wilden-

stein, ein ganz junger Mann, eine schlanke, schmächtige Figur, ein Gesicht wie Milch und Blut, mit Wägen, so sanft und zärtlich schier wie die eines Mädchleins. Ich mein' ihn noch vor mir zu sehen, wie er so morgens zur Parade die Kreuzgasse in die Höhe kam, mit den langen, blonden Locken, die er gegen das Reglement wachsen ließ und nur wenig puderte, mit dem großen Hut darüber, mit den mächtigen Stiefeln am kleinen Fuß, den wichtigen Ballast unter dem Arm. Lieber Gott, dacht' ich da, wo will die Montierung mit dem armen Menschen hin? Und als ich ihn dann sprechen hörte, so sanft, so weich und freundlich — und als der Oberst ihn anredete, ward er gar rot. — Ei, du mein Jesus, sag' ich da zu unserm Feldwebel, der dabei stand, das ist ja ein charmanter Herr, aber ein Kürassier ist er nicht, und wie der sich hier durchbeihen will, möcht' ich auch wissen.“

„Na na, Tambour, verfehrt er und strich seine Seitenlocke zurecht, laßt's gut sein, der ist von guter Art. Seinen Vater hab' ich gekannt, der war auch ein so feines Herrchen, aber dabei doch der stärkste Kerl weit und breit.“

„Nun denn, es war auch beinahe so. Der Herr machte seinem Namen alle Ehre, denn er war der wildesten einer, wo nicht der allertollste, und wo zu der Zeit ein recht ausgefuchter Streich, so eine absolute Teufelei passierte, daß darob die ganze Stadt und die Garnison dazu in Gang kam, da mußte der Herr von Wildenstein voran gewesen sein. Es hieß, wenn der Kommandant morgens den Rapport empfangen und dazwischen auch von dieser oder jener Ungelegenheit vernehme, frage er immer nur ganz kaltblütig: „Sicht er im Loch?“ — „Erzählen beschlen?“ habe da der rapportierende Offizier zuerst betroffen gefragt. Na, ich frage, ob er im Loch sitzt?“ schreit der Alte barsch; „er, wer denn sonst? der Unheilstifter, der Krauskopf, der Schwere-nöter, der — wie heißt der Teufel? der Wa — We — Wi — Wildenstein, Schwerenot!“ — Aber, Erzellen?“ verfehrt der Offizier, „der ist gar nicht dabei gewesen.“ — „Ei was, dummes Zeug! bildet mir das nicht ein!“ ruft der General. „Wo sollt' er denn sonst gewesen sein? Aber ihr secht alle unter einer Decke. Will euch 'raus holen, er soll ins Loch!“

„So geschah's. Am Mittag kam er hinein und am Abend heraus. Das wurde auch so ein stehender Satz, und wenn man am Hofmarkt, wo er wohnte, morgens aufspähte, so sah man gegen elf oder zwölf Uhr gemeinhin den Adjutanten des Generals in sein Quartier gehen und mit ihm frühstücken; darauf blieb er für den Nachmittag in Stuben-arrest oder ging nach der Wache. Ihm war das, mein' ich, sehr egal, da er's überall gut hatte. Bei seinen Kameraden war er durchaus in Floribus, sein Zug, und ich glaube das

ganze Regiment hätte sich für ihn totschlagen lassen, und bei den Weibern war er allzumal Hahn in Korbe. Kurz, die Stadt war voll von dem Herrn von Wa — We — Wildenstein; sie hatten ein kapitales Vieh darauf gemacht und der alte Kommandant lachte selbst darüber.“

„Singt es uns vor, Kalow,“ sagte der Freiwillige. Der Alte schüttelte lachend den Kopf. „Singen ist verboten,“ erwiderte er, „und übrigens hab' ich's lange vergessen. Ich habe was Besseres in meinen Kopf zu nehmen als solche Narheiten. Also, sag' ich, beim Frauenzimmer war er Hahn im Korbe, und daher kam sein Unheil. Denn es muß wahr sein, das Weibsvolk ist unser einem zur Strafe geschaffen und zum reinen, puren Verderben.“

„In der Kreuzgasse wohnte ich damals einem Selbstgeher gegenüber, einem braven, nährigen jungen Mann, der vor nicht langer Zeit von seiner Wanderschaft gekommen war, geheiratet und seine Werkstatt im elterlichen Hause eröffnet hatte. Seine junge Frau und seine noch unverheiratete Schwester waren ein paar so saubere und propre Weibskente, wie ich nur je gesehen, und der Herr von Wildenstein und ein anderer, ein Kornett von den Kürassieren, hatten das auch herausgefunden, teilten sich brüderlich in die Liebchaft und liebäugelten, der Leutnant mit der Frau, der Kornett mit der Schwester. Darum gingen sie auch immer durch die Kreuzgasse, hätten's sonst näher zur Parade und zum Sammelplatz haben können. Wie die beiden Frauenkente das Schöntun aufgenommen, weiß ich zwar nicht, doch werden sie, mein' ich, nicht gerade zu giftig darüber gewesen sein; denn das Militär war Mode und die Courmacher waren schmutze Leute und Tollköpfe obendrein.“

„Nun möchte aber diese Fensterparade dem Herrn nachgerade langweilig werden, und da er ein figer Kumpan war, macht' er sich einmal gegen Abend im bequemen Rod und mit der Staffmühe auf dem Kopf wie zu einem nachbarlichen Besuch ins Haus der Schönen, findet sie mit der Schwägerin allein und erzählt und plaudert ihnen Gott weiß was alles vor. Lustig ist es wohl gewesen; denn als darüber der Mann nach Hause kommt, hört er Lachen und Saug und Klang sich entgegenschallen. Verwundert und neugierig, was das in seinem stillen Hause zu bedeuten habe, reißt er die Tür auf und sieht schier erstarrt die Wirtschaft an. Der Leutnant, den er nicht leiden kann von wegen seines vielen Vorbeilaufens, Nidens und Grühens, sitzt auf dem Ranapee, spielt die Gitarre, singt dazu, lacht und tut, als ob er zu Hause wäre, die Frau sitzt bei ihm, die Schwester ist auch nicht weit, und alle lachen und spektakeln miteinander in der besten Laune.“

(Fortf. folgt.)

